

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 11.

Dienstag, 14. Januar.

1930.

(15. Fortsetzung.)

Maximum.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hans Schulze.

In dem halbdunklen Sprechzimmer des Gefängnisses, dessen Fenster von rostfarbenem Eisenwerk drohend durchgittert war, wartete Achim schon. Zusammengefunken saß er auf einer Bank und begrüßte den Freund mit einem hoffnungslosen grauen Gesicht, in das die langen Stunden ohnmächtigen Wartens und angstvoller Zerrissenheit bereits tiefe Furchen gezogen hatten.

Es dauerte geraume Zeit, ehe Dr. Hardt vor diesem Zusammenbruch überhaupt den Mut fand, von dem zu sprechen, was ihn eigentlich hergeführt und den Mann mit dem wehrlosen Tierblick bis ins innerste Herz treffen mußte.

Achim hörte ihm ruhig, fast teilnahmslos zu, wie von einer dumpfen Gleichgültigkeit gegen Tod und Leben überschattet. Erst nach einer qualvollen Spanne, als Dr. Hardt lange geendet hatte, hob er müde den Kopf.

„Es ist so, wie du gesagt hast!“, begann er dann leise und stöckend. „Ich habe den Vertrag mit Brown abgeschlossen. Es war nach dem Todessturz „Maximums“. Damals kam Brown zu mir, und in der Verzweiflung meiner ungeheuren Verschuldung unterlag ich der Versuchung und nahm das Geld. Glaubte mich damit freizumachen. Um dann, als ich Daisy kennenlernte, im ersten Augenblick zu begreifen, in welchen Wahnsinn ich mich verstrickt hatte!“

Ein leises Rot huschte über sein eingefallenes Gesicht, in seinen erloschenen Augen leuchtete es flüchtig auf.

„Glaube mir“, fuhr er dann lebhafter fort, „diese Liebe war rein, niemals ist sie auch nur durch einen Gedanken an jenen Vertrag besleckt worden. In diesem Sinne schrieb ich an Brown und kam schließlich selbst nach Berlin, um das unselige Schriftstück von ihm zurückzufordern. Doch seine Antwort war ein schroffes Nein, und zu dem Hohn seiner Abweisung fügte er ein zweites Gelangebot, wenn ich bei unserem ersten Abkommen verbleiben würde. Das ist der Inhalt unserer nächtlichen Unterredung und das Rätsel des Scheiterns, der am Morgen nach dem Morde so plötzlich auftauchte und in dem Herr Landgerichtsrat Dr. Korn den Beweis meiner Schuld sieht. Mein großes Unglück war der Tod Browns, der mir jetzt zur Last gelegt wird. Wie aber soll ich all diese Zusammenhänge dem Untersuchungsrichter erklären, wie mich rechtfertigen, verteidigen, ohne mir selbst für alle Zeit das moralische und gesellschaftliche Todesurteil zu sprechen? Ich bin ja in eine Sackgasse hineingeraten, in der es für mich kein Vorwärts und Rückwärts mehr gibt. Ich kann und werde mich nicht dadurch retten, daß ich das Geheimnis jenes Vertrages preisgebe. Lieber will ich die härteste Strafe auf mich nehmen, ehe ich zugebe, daß Daisys Name in dieser Verbindung mit dem meinen durch alle Welt geschleift wird!“

Ein langes Schweigen folgte. Achim saß wieder regungslos in hilfloser Erstarrung, wie wenn eine Welle im Antriebe seines Gehirns gebrochen wäre.

„Ich danke dir“, sagte er endlich mit Anstrengung, „daß du den Glauben an mich noch nicht verloren hast und immer wieder zu mir kommst, aber es hat keinen

Zweck. Überlaß mich meinem Schicksal. Mir ist ja doch nicht mehr zu helfen!“

Mit einem verzerrten Lächeln bewegte er abwehrend die Hand, als der Freund Einspruch erheben wollte. „Ich weiß genau, was ich sage!“, schloß er dann mit tonloser Stimme. „Niemand kann mir nachsühlen, was ich in diesen letzten Tagen und Nächten durchgemacht habe. Und nun ist auch das Furchtbarste noch geschehen, was mir geschehen konnte, daß Daisy von jenem schmachvollen Handel erfahren hat. Das ist für mich das Letzte. Wenn ich ein Werkzeug hätte, mit mir ein Ende zu machen, ich würde das Bewußtsein dieser Schande auch nicht einen einzigen Tag überleben!“

In tiefer Erschütterung kam Dr. Hardt eine Stunde später wieder aus dem Gerichtsgebäude und fuhr zur inneren Stadt. Er hatte mit dem Aufgebot seiner ganzen Beredsamkeit immer wieder versucht, dem Freunde Trost zuzusprechen, ihn mit neuem Lebenswillen zu erfüllen. Doch all sein Mühen war vergeblich gewesen. Achim hatte ihm schließlich überhaupt nicht mehr geantwortet und mit maskenhaft-versteinerter Gesicht stumpf und verschlossen vor sich hingeblickt. Da hatte er ihm endlich leise die Hand gedrückt und war still zum Zimmer hinausgegangen.

Draußen über der grauen Steinwüste der ungeheuren Stadt brütete die heiße Junisonne, und das Leben brandete wie ein reißender Strom durch den Engpaß der Friedrichstraße, daß sich der schmale Torpedoleib des Autos nur langsam durch das unansehbare Wagengetümmel hindurcharbeiten konnte.

Dr. Hardt saß müde in den Kissen zurückgelehnt und betrachtete gedankenlos die kampfbereiten erwerbsgierigen Gesichter der zahllosen Menschen, die wie in einer Hechjagd im Eilschritt unablässig an ihm vorüberglitten. Er hatte sich in Moabit die Adresse eines gesuchten Schwurgerichtsverteidigers geben lassen, dessen Bureau in der südlichen Friedrichstadt gelegen waren, und den er auf seine Privatkosten mit der Vertretung Achims betrauen wollte.

Als sein Wagen dann vor einem großen Bureauhaus an der Ecke der Kochstraße hielt, hörte er auf einmal seinen Namen rufen, und eine schlanke junge Dame trat hastig auf ihn zu.

„Herr Dr. Hardt“, sagte sie mit etwas unsicherer Stimme, „ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch entsinnen?“

„Aber, liebes Fräulein Marion, welche Frage?“

Mit einem bewundernden Blick umfaßte er ihre reizende Erscheinung. „Schön und jung wie immer!“, fuhr er dann mit einem schwachen Versuch, zu scherzen, fort. „Oder vielmehr schöner und jünger denn je zuvor. Welch ein Zufall weht Sie denn hier mitten in das arbeitende Berlin?“

„Ich bin auf dem Wege zu einem Aufnahmeatelier!“, war die Antwort. „Da sah ich Sie durch die Friedrichstraße fahren. Sie sind doch Achims nächster Freund, Herr Doktor! Sie werden mir gewiß sagen können, wie es mit ihm steht!“

Dr. Hardt zuckte die Achseln. „Ich habe Achim heute morgen erst wieder im Gefängnis besucht und ich will gerade zu Herrn Justizrat Hirschauer hinauf, der seine Verteidigung übernehmen soll!“

Das junge Mädchen sah unglücklich vor sich hin. „Ich möchte Sie gern etwas eingehender sprechen als hier auf der Straße. Haben Sie nach Ihrer Besprechung bei Hirschauer vielleicht noch ein paar Minuten für mich übrig, daß Sie dann vielleicht auf einen Sprung nach meinem Atelier heraufkommen könnten? Gleich links um die Ecke: Excelsiorfilm, Quergebäude fünfter Stock. Ich habe heute noch ein paar Innenaufnahmen!“ —

Oben bei Justizrat Hirschauer, der mit einem halben Duzend Kollegen assoziiert war und in seinem juristischen Großbetrieb ein Viertelhundert Angestellte in zwei Stockwerken beschäftigte, traf es Dr. Hardt glücklich, daß der große Anwalt soeben eine längere Konferenz beendet hatte.

Eine breitausladende, nach allen Wohlgerüchen Houbigans duftende Dame rauschte mit einem aufmunternden Seitenblick an ihm vorüber durch den Empfangsraum, dann wurde er selbst in das Arbeitszimmer des berühmten Verteidigers geleitet, das mit seinen riesigen Abmessungen und den schweren Ledermöbeln und echten Teppichen an den Sitzungsaal eines Großbank erinnerte.

Herr Justizrat Hirschauer, ein wohlbeleibter gut erhaltener Fünfziger mit einem charakteristischen Sokrateskopf, der sich alle zwei Minuten mit der weichen fleischigen Hand zwangsmäßig über die Spiegelnde Glase fuhr, begrüßte Dr. Hardt mit heiterer Sozialität und erklärte ihm, daß er eigentlich schon lange auf die Übertragung des Mandats im Wehrstädt-Prozess gewartet hätte. Er zeigte sich übrigens durch offenbar sehr eingehende Zeitungslektüre über alle Einzelheiten des Falles bereits überraschend gut unterrichtet und wußte auch die ergänzenden Mitteilungen seines Besuchers sofort so geschickt und zwanglos zu gruppieren, daß Dr. Hardt sein anfängliches Bedenken, diesem Manne mit dem geniehaften Faunlächeln das Lebensschicksal Achims anzuvertrauen, bald wieder fahren ließ.

„Ich kenne Herrn Landgerichtsrat Korn noch aus seiner Staatsanwaltschaftszeit!“, sagte der gewiegte Jurist, als sich Dr. Hardt durch einen Vorschußgeden von ungewöhnlicher Höhe seine ganz besondere Hochachtung erworben hatte. „Korn ist in seiner Art sicher sehr tüchtig, aber in seinem Jagdeifer oft so verblendet, daß er den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht!“

„Ich werde sofort um Alkeneinsicht einkommen“, schloß er dann, eine neue Importe entzündend, „und verspreche Ihnen schon heute, lieber Doktor, daß ich seinerzeit eine Verteidigung hinlegen werde, über die sich ganz Berlin acht Tage lang unterhalten soll. Sie wissen ja, ein guter Advokat zieht keinen Klienten trocken aus dem Wasser!“

Mit etwas erleichtertem Herzen fuhr Dr. Hardt eine Viertelstunde danach im Fahrstuhl zur Himmelshöhe des Excelsiorfilms hinauf. Ein leises Beben ging unter dem Ansturm unsichtbarer Maschinen unablässig durch den Stein- und Eisenleib des vielgeschossigen Mammutbaues.

Schreie, Rufe, Lachen siderten durch endlose Korridore. Türen knallten, Hammerschläge dröhnten, eine Dampffirene heulte zuweilen nervenzerreißend. In der hohen Glashalle des erstikend heißen Ateliers tobte die Aufnahme. Ein ungeheurer Bass kommandierte mit napoleonischer Würde. Lampen knatterten, ein Operateur kurbelte.

Marion lag in einem maigrünen Kimono mit ganz weißgeputertem Gesicht auf dem Ruhebett eines banal eingerichteten Salons. Ein lederriemenumgürteter Gabardinekavalier beugte sich mit einem erstarrten Zirkuslächeln gerade zu ihr herab. Irgendwo im Hintergrund wimmerte ein Klavier zur Erhöhung der Stimmung einen schmachtenden Modeboston.

Als die Szene zu Ende gespielt war, sprang Marion auf und zog Dr. Hardt in die an den Aufnahmerraum anstoßende Stargarderobe. „Ein Statist hat die erste Szene umgeworfen!“, sagte sie ärgerlich. „Die ganze Aufnahme muß wiederholt werden, und ich darf mich zum Vergnügen der Einwohner für diesen unglücklichen Ritsch sogar noch einmal umkleiden!“

Eine Handbewegung schenkte die aufwartende Garderobefrau hinaus, dann bot sie Dr. Hardt ihr Zigarettenetui und nötigte ihn auf einen Stuhl am Fenster, das über ein Gewirr von braunroten Dächern und Schornsteinen in den dunstverschleierten Himmel sah. Sie selbst ließ sich vor ihrer Frisiertoilette nieder und wirtschaftete nervös zwischen den Schminkeiegeln und Salbentöpfen herum. Ihre Hände zitterten wie im Fieber; jetzt erst sah Dr. Hardt, wie seltsam erregt, fast verstört sie war. Dann sprang sie in ihrer jagen den Unruhe mit einem Male wieder unvermittelt auf.

„Wissen Sie, Doktor“, sagte sie, „auch diese Garderobe eignet sich nicht so recht für unsere Unterhaltung, denn ich habe ernst, sehr ernst mit Ihnen zu reden. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so kommen Sie lieber heute nachmittag zu mir zum Tee. Meine alte Marinka, die Sie ja noch von früher her kennen, soll uns ihre berühmten Indianerkrapfen backen. Ich wohne jetzt Bogener Straße 2a, dicht am Bayerischen Platz!“

15.

Als Dr. Hardt wieder im Auto saß, fiel ihm plötzlich ein, daß er seit dem frühen Morgen nichts mehr genossen hatte; nach der ununterbrochenen Hejagd des Vormittags meldete sich endlich der Hunger. Er ließ daher seinen Wagen vor einem kleinen Weinrestaurant in der Französischen Straße halten und stellte während des Essens aus dem Telefonbuch die Adresse eines Detektivinstituts fest, dessen Leiter, ein früherer Offizier, ihm noch aus dem Felde bekannt und vertrauenswürdig war.

Zehn Minuten später stieg er in einem neubauten Geschäftspalast der Friedrichstraße zur Detektei Argus hinauf und wurde hier von Herrn Direktor Adams, einem mit peinlicher Sorgfalt gekleideten Herrn von intelligentem Äußeren, in einem amerikanischen eingerichteten Bureau empfangen.

„Ich komme in der Angelegenheit meines Freundes, des Barons von Wehrstädt“, sagte er nach der ersten Begrüßung. „Von Herrn Justizrat Hirschauer, der die Verteidigung übernommen hat, ist mir die Aufklärung einiger wichtiger Punkte ans Herz gelegt worden, mit der ich Ihr Institut betrauen möchte. Ich darf wohl annehmen, daß Ihnen der Fall Wehrstädt in großen Umrissen bekannt ist?“

Der Direktor bewegte bejahend das wohlgeheitelte Haupt. „Soweit ich mir aus den Presseberichten ein Bild machen konnte, gewiß! Sie gestatten wohl, Herr Doktor, daß ich Ihre Mitteilungen sofort in einem kurzen Stenogramm festhalte!“ —

„Es würde sich also im wesentlichen um zwei Fragen handeln, die der Beantwortung bedürfen!“, sagte der Direktor dann, als Dr. Hardt seinen Bericht beendet hatte. „Erstlich, in welchem Spielklub Herr von Wehrstädt seinen Gewinn gemacht hat, und zweitens, wer ihn dort eingeführt hat! Ist übrigens bekannt, ob von Seiten der Kriminalpolizei in dieser Richtung bereits Feststellungen stattgefunden haben?“

Dr. Hardt zuckte die Achseln. „Allerdings, aber wie ich vom Untersuchungsrichter hörte, ohne jeden Erfolg. Die Sache liegt ja auch insofern nicht ganz einfach, als sich Herr von Wehrstädt nur entsinnen kann, daß die Autofahrt zu dem fraglichen Klub am Landwehrkanal entlanggegangen ist. Eine bestimmte Straße vermag er dagegen nicht anzugeben, wie für ihn über dem ganzen Vorgang überhaupt ja ein leiser Schleier liegt. Er leidet seit seinem Absturz mit dem Flugzeug an gelegentlichen leichten Bewußtseinsstörungen!“

(Fortsetzung folgt.)

Marion
ieraum
die erste
e ganze
arf mich
äglichen

de Gar-
e Ziga-
kenster,
n und
l sah.
er und
n und
ie im
erregt,
jagen-
st auf.

Gar-
ltung,
reden.
lieber
rinke,
ihre
jeht

plöh-
mehr
des
lieh
rant
rend
ines
Offi-
ens-

uer-
effei
ktor
ten
eri-

des,
ten
die
ng
nit
chl
en

te
in
rr
m

a-
te
e-
n
b

Das Peterle.

(Die Geschichte eines Frischlings.)

Von D. Feukner.

Mit noch sieben anderen Geschwistern hatte es an einem freundlichen Frühlingsmorgen das Licht der Welt erblickt, wie es im grünen Dämmer einer fast undurchdringlichen Fichtenbildung herrschte.

Es trug ein allerliebste „Kinderkleidchen“, das in nichts an den unscheinbaren grauschwarzen Rod seiner Mutter, der Jungbache vom Heidekopf, erinnerte, denn es schien gewoben aus Sonnengold und Waldesdunkel. Sein Vater war der ebenso berühmte wie berühmte Urian II. vom Höllengrund, ein Überall und Nirgends. Das Wiegenlied sangen ihm Eichelhäher und Schwaradrossel in denbar unschönster Weise. Es war mehr Schimpfen als Gesang, mehr Anklage als Huldbildung und Willkomm. „Krätsch! Krätsch! Krätsch!“ rief der eine mit gesträubter Holle, und „Pent! Pent!“ geterte die andere hoshast. Und bald waren alle Bewohner des großen Jagens, von dem freudig-unschönen Ereignis unterrichtet. Der starke Hirsch, der sein neues Geweih schon wieder lauscherhoch geschoben hatte und dem nichts zu widerer war als Kinderstubegequiecke, Begrünung und Getnörche, wurde mißmütig hoch und bereitete sogleich seinen Auszug vor; er wollte Ruhe haben. Der bereits wieder fertige — diesmal allerdings weit unter seiner Würde aufhabende — Bod schimpfte mit tiefem, rundem „Bö — Bö!“ und die hochbeschlagene Rinde mit Nachem, breitem „Bä — Bä!“ Auch ihnen behagte die unruhige, kindersegnete Nachbarschaft nicht recht, und sie zogen sich an das andere Ende der großen Didung zurück. Nur der Freiherr Rutwob von Mäuselbühl zwinkerte, als er von der Ankunft der Frischlinge erfuhr, mit den grünlichen Sehern, wie ein alter Gourmet, der sich anschickt, sein Austerfrühstück zu beginnen; denn schon einmal war es ihm geglückt, so'n kleines, buntes Hascherl zu halschen, net übel war das Brätchen, wirklich net übel. — er erinnerte sich noch sehr genau an den erlesenen Genuß im vorigen Jahr. Und gleich begann der Ränkeflüchtige Raub- und Mordpläne zu spinnen. Zunächst prüfste er sich so nahe als möglich an die Kinderstube heran; seine kleine Nase wies ihm den Weg. Bald vernahm er ein zufriedenes „Anorch! Anorch!“ Und dann konnte er unter einer kleinen Fichte hindurch in den Kessel äugen, wo die Bache lang ausgestreckt lag und den acht Frischlingen das Gefänge bot. Sei, war das ein Stoßen und Drängen und Quielen und Schmähen und Übereinanderpurgeln. Denn jedes glaubte, das Geschwisterchen hätte ein besseres Plätzchen an der Mutterbrust erwischt als es selber, und suchte es deshalb wegzustoben. Nur Peterle als der Erstgefrischte, ließ sich nichts gefallen. Wenn es gestochen wurde, so stieß es wieder, und zwar so energisch, daß dem Anrempeler eine Wiederholung des Angriffs verging. Dann mahnte die Mutter jedesmal: „Anorch! Anorch! Vertragst euch, ihr werdet alle genug bekommen.“ Keinelei sah ein, daß im Augenblick nichts zu machen war und wollte sich rückwärts konzentrieren. Hierbei kam er der Alten in den Wind. Da fand das Kinderstillungsidoll ein jähes Ende. Mit einem zornigen „Wuff — Kruff!“ schneelte die Bache hoch, daß die Frischlinge wie bunte Lappen durcheinander flogen, und stürmte mit wildem Blasen dem Arglistigen nach, der, weil auf den Angriff nicht vorbereitet, um ein Haar einen Wis abbekommen hätte.

Tage vergingen, und die Frischlinge — von der sorgen-den Mutter treulich geführt — gediehen prächtig und freuten sich so recht ihres jungen, schönen, freien Lebens. Gefahr bestand für sie so gut wie keine, denn der Herr von Mäuselbühl ließ sich wohl ab und zu mal aus respektvoller Ferne sehen, getraute sich aber nicht näher heran, weil er vor der wuffenden Alten höllischen Wind hatte. Und der Mensch? Nun, der wird doch nicht wagen, mit schonungsloser Hand eine heilige Mutterchaft zu zerstören! In diesen herrlichen Waldungen schon gar nicht; denn sie sind Eigentum eines durch und durch weidgerechten Jägers und Degers.

Ein Maiabend, so herrlich schön, wie er nur gedacht werden konnte, dämmerte herauf. Schwarz- und Singdrossel und noch andere sangestundige Vögel wetteiferten miteinander im Preisen des gütigen Schöpfers; selbst der Ruckud konnte sich nicht genug tun, den Menschen zu verkünden, daß er wieder da war und schmetterte anhaltend seinen volltönenden Namen mit dem Zusatz „Kachawaka“ in den milden Abend.

Die Bache mit ihrem getigerten Nachwuchs hatte die Didung schon längst verlassen und brach im hohen Stangenholz. Die Frischlinge wiefelten in einer Vertiefung, die durch das Roden eines starken Baumes entstanden war, im sandwundigen Boden, so daß sie aus einiger Entfernung nicht gesehen werden konnten. Da durchpfeifste ein Knall, an dessen Ende ein „Knoten“ sich bildete, den abendlichen Waldfrieden, die Bache floste kurz auf, raste mit tiefem

Burf vorwärts, beschrieb einen turabogigen Salbkreis und sackte dann verendet zusammen.

Die Frischlinge unterbrachen ihre spielerische Tätigkeit und stellten die Tellerchen ein wenig nach vorn; denn sie hatten einen gehörigen Schreck bekommen. Schon einmal hörten sie etwas Ähnliches; in einer Nacht war es gewesen, als Wollensadeln den Wald erleuchteten, da hatte es auch so getrachtet. Aber diesmal erschien es den jungen Waldbürgern doch etwas anders. Ein wenig beunruhigt und neugierig zugleich kletterte Peterle die Lochbösung hinauf, um Ausschau nach der Mutter zu halten. Wo war denn die geblieben? Er konnte sie ja nirgends entdecken. Da rief er angstvoll „Eu — eu — eu — eu“ und rannte, gefolgt von den Geschwistern, schier kopflos vorwärts. Die Furcht erwies sich als unbegründet; denn bald stand die kleine, bunte Gesellschaft vor der Mutter, die regungslos im Heidelbeertraut lag und schlief. Ja, warum schlief die Gute denn mit einem Mal so fest? Das hatte sie doch sonst nicht getan — und wie unangenehm, wie widerlich sie doch — ordentlich beängstigend war's. Ratlos trippelte die kleine Rote um das Mütterchen herum, bis ein fremdes Geräusch ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ja, was sollte denn das nun wieder bedeuten? Was für ein komisches Wesen behetzte denn jetzt auf sie zu? War das Freund oder Feind? Ihr Urtrieb ließ sie auf letzteres schließen, und scheu und gewöhnlich wichen sie von der Mutter zurück.

Was half es dem herangetretenen Jäger, daß er sich das Haar raufte und seine Abreilung verfluchte? Das Unglück war geschehen und durch keine irdische Macht wieder gut zu machen. Aber es wurde absichtslos herbeigeführt, das untersteht nicht dem geringsten Zweifel. Indes — befand sich die führende Bache während der Erfüllung ihrer Mutterpflichten unter dem aufgespannten Schirm des Schongesekes, mancher Jäger würde beim Zusammenstoßen mit Schwarawild die Kugel einige Minuten länger im Lauf lassen und sorgfältigere Musterung halten, und der allzu rasch hingeworfene Schuß unterbliebe; denn inwischen tauchten die unsichtbaren Frischlinge vielleicht unvorsätzlich aus der Verlebung auf. Warum verlost man dieser besten aller Mütter unter dem Rutwild, gegen die das führende Rot- und Damtier, wie auch die Rinde Zeiglinge sind und ihr das Wasser nicht reichen können, ihr natürliches Recht? Die Vogelfreiheit der säugenden Bache ist und bleibt eine nicht zu verstehende Barbarei.

Nach diesem Lanztenwurf gegen den Mangel des derzeitigen Jagds- und Schongesekes wieder zurück zur Unklüdschätte. Hier hatte der Jäger inwischen seine Fassung zurückgewonnen und sich zu dem Entschluß durchgerungen, die Waisenfinder einzufangen und durch menschliche Pflege vor dem Hungertod zu bewahren. Mit Hilfe einiger Förster gelang dies auch. Nur das Peterle hatte sich verkrümmelt und irrte die ganze Nacht über planlos — fortwährend „Eu — eu — eu — eu“ rufend, durch den Wald, um die Mutter zu suchen, die es aber leider nicht fand.

Müde und hungrig schob es sich gegen Morgen in eine nahe am Feld gelegene Bege, um Not und Kummer zu verschlafen. Schon lachte die Sonne längst vom wolkenlosen Himmel, als ein eigentümliches Geräusch den Frischling aufweckte. Interessiert wurde er hoch und lauschte. Erinnerten die Töne nicht — wenn auch sehr entfernt — etwas an gewisse Lautäußerungen der Mutter? Vielleicht suchte diese ihr Peterle. Und schnell wie ein Biemel huschte das Kerlchen hinaus aus der Bege auf einen breiten Weg, wo es — vor Entsetzen fast erstarrt — regungslos verharrte; denn es sah sich einer unheimlichen Gruppe gegenüber, bestehend aus zwei Ungeheuern, dem gleichend, das es gestern von der Mutter verschauelte, die sich mit einem gewaltigen Dinge beschäftigten, das fortgesetzt lauchte und stinkenden Rauch auspuddte. Es waren — um es vornweg zu sagen — Bauernburtschen, die das Motorradfahren erlernen wollten. Kaum sahen diese das ihnen im Augenblick unbekannte Tierchen, als sie auch schon die „Benzinfarre“ umlegten und Jagd auf Peterle machten, die mit dessen Gefangennahme endigte. Alles Quielen, Klagen und Grunzen half nichts, es erhielt die Freiheit — die ihm ja doch auch nur den Tod gebracht — nicht wieder, sondern wurde ins Dorf getragen und in einen kleinen Stall gesperrt. Da der Frischling einen rechtschaffenen Hunger hatte, lutschte er die ihm dargebotene Milch aus einer kleinen Pfanne, als hätte er diese Art Nahrungsaufnahme nie anders kennen gelernt. Die kleine Bege war Eigentum der Jäger, gehörte aber zu meinem Revier, folglich hatte ich auch Anspruch auf Peterle gehabt. Da ich aber sah, in wie gute Hände der Frischling geraten war, verzichtete ich gerne auf mein Recht und überließ ihn den Leuten, die das possierliche Kerlchen mit rührender Liebe betreuen, was er durch geradezu hündische Anhänglichkeit vergilt. Dies bezieht sich freilich nur auf den weiblichen Teil der Familie, dem es überall hin folgt, wogegen es den Herrn der Schöpfung weniger gewonnen scheint; denn mit ihnen läßt es sich trotz süßester Lodungen nicht ein.



Die Frau von 1930.

Von Ida Troll.

Die Frau hat sich gehäutet. Wieder einmal. Sie hat sich gehäutet, trotzdem es paradox klingt, weil sie sich in eine neue Haut gehüllt hat. Sie ist nicht mehr die Frau von 1929.

Diese war. Denken wir nur ein halbes Jahr zurück, dann sehen wir deutlich den Unterschied. Denken wir an die einfachen Hemdchen, die nur zwei Meter Stoff nötig hatten, die keinen anderen Schmuck als den des Schnittes und den des hübschen Stoffes aufwiesen. Gut? Ach wo. Der kurz, kürzer, am kürzesten geschnittene Pullover wurde frei und übermütig den Sonnenstrahlen und dem Regen ausgesetzt. Strümpfe? Nur bei nassem, kaltem Wetter, sonst zierte lediglich das Söckchen das braungebrannte Bein. Handschuhe? Gabs nicht. Die Regenjacke wurde in der geballten Hand oder in der kleinen strohgeflochtenen Tasche mitgenommen. Kurz: Die Frau war Kampf, Willen zum Durchsehen, um Anerkennung. Nicht mehr Frau. Sie wollte bestehen, anerkannt sein und glaubte, diese Anerkennung nicht anders erringen zu können, als durch Abschaffung aller weiblichen Nichtigkeiten, in der Beschränkung auf das Praktischste, Notwendigste. Durch Nichts abgeleitet. — Wo sind diese Zeiten hin? Verschwunden, halb vergessen, überwunden!

Die Frau von 1930 wird, ist ganz anders. Sie kämpft nicht nur, denn dieser Kampf um Anerkennung ist nicht mehr nötig. Und darum ist die Frau wieder Frau geworden. Allerdings nicht so, wie 1910, wo die Frau nur Mutter, Hausfrau oder Geliebte war. Die Frau von 1930 hat alte, längst vergessen gelaufene Talente wiederentdeckt und diese klug verwendet, um jetzt als etwas Neues, noch nicht Dagewesenes wiederzuerstehen. Sie hat das lange Kleid. Vielbekämpft, vielbeschrien hat es sich — wohl gerade darum — durchgelebt. Es ist unpraktisch und hindert, aber — es kleidet. Es wirkt. Es kann nicht immer getragen werden. Nun, es wird auch in seiner extremsten Form nur am Abend, in der Gesellschaft getragen. Mit Rüschchen, Bändern, blühenden Steinen, Blumen, Zipfeln und Schleppen. Es wird dann angezogen, wenn die Frau nur Frau sein will, wenn sie sich zeigen will, wie sie spielend durchs Leben wandelt, auf hochhackigen Schuhen, Blide nehmend und gebend, Bewunderung einheimst und Begehren erweckt. Hübsch anzusehen.

Am Morgen ist sie dagegen ganz anders. Da ist sie die Mitarbeiterin, Konkurrentin, Kameradin des Mannes. Da steht sie schlank, kühl und einfach im Laboratorium, korrespondiert sie, wäscht Bücher, tippt Berichte, ist in ihrem Beruf, den sie mit derselben Hingebung ausfüllt und mit demselben Ernst betreibt, wie sie am Abend eben nur Frau war. Sie trägt den Rock und die einfache Bluse, den Arbeitskittel mit derselben Berechtigung wie das wallende Abendkleid. Sie ist so geworden, sie kann so sein. Der Mann weiß, daß sie auf beiden Gebieten herrschen kann und herrscht, daß sie Frau und Kameradin ist. Und gerade das ist der neue Reiz der Frau.

So ist die Frau von 1930. Schillernd nicht nur in der Mode, also von außen. Schillernd auch im Wesen. Die Frau liebt das Vielgestaltige, die im Grunde gern schauspielert, jetzt aber nicht mehr dilettiert, sondern das ist, was sie scheinen will. So oder so.

Die Sprache des Kindes.

Welch eine Freude ist es für alle Eltern, wenn ihr Kind zum ersten Male Worte formt. Das feine Ohr der Mutter hört aus zusammengefügten Lauten dieses oder jenes heraus, was für andere noch dunkel und verworren ist. Es ist keiner Mutter, keinem Vater zu verargen, wenn sie in ihrem Elternglück die ersten Worte so wiederholen, es hat sich aber leider in vielen Familien eingebürgert, daß auch diejenigen Worte, die das Kind in seiner Weiterentwicklung spricht, in den Sprachschatz der Eltern aufgenommen werden. Alle Eltern, die das Vallen des Kindes bis in die späteren Jahre mit hinübernehmen, sollten sich klar darüber werden, daß sie dadurch dem Kinde keinen Liebesdienst leisten, daß es vielmehr weit besser ist, wenn die ungelentete Zunge sich stets aufs neue

bemüht, die Laute richtig zu formen. Hört das Kind alltäglich die falschen Worte, so denkt es nicht daran, sich zu bemühen besser zu sprechen. Es ist aber unbedingt notwendig, daß sich Gaumen und Lippen auch an die schwierigen Konsonanzzusammenstellungen gewöhnen, und das geschieht nur dann, wenn das Kind ständig hört und sieht, wie das Wort gesprochen, wie die Lippen geformt werden müssen.

Es mag wohl für die Eltern recht reizend sein, wenn sich die Unterhaltung in solchen Fall-Lauten bewegt, aber für den Fernstehenden macht es mitunter einen lächerlichen Eindruck, wenn Vater oder Mutter nur immer reden: „Tindchen komm“, oder „Tinti-baba“ und dergleichen mehr. Das kleine Gehirn hat mit jedem Jahr mehr zu erfassen und aufzunehmen; da ist es gar nicht zweckmäßig, daß es die Sprache nochmals umlernen muß. Außerdem besteht aber auch die große Gefahr, daß man wirklich vorhandene Sprachfehler übersehen.

Es gibt eine ganze Reihe von Kindern, bei denen die Zunge nicht richtig festgewachsen ist, mitunter zeigt sich auch eine Hemmung, alles das wirkt selbstverständlich auf die Sprache ein. Wenn nun aber bis in ein fortgeschrittenes Alter immer nur gelaßt wird, ist es natürlich nicht möglich festzustellen, ob ein Sprachfehler vorhanden ist oder nicht.

Es ist außerdem auch für normale Kinder schwierig, in späteren Jahren wieder umzulernen. Man hat zahlreiche Fälle zu verzeichnen, die Beweise dafür erbringen. Besonders die Konsonanzzusammenstellung *gl* und *bl* bereiten vielen Kindern Schwierigkeiten; sie erleichtern sich das Sprechen, indem sie *br* und *gr* benutzen. Die Eltern lachen über die grünen Blätter an den Bäumen, das Brausen der Trompeten und bedenken nicht, daß sie ihrem Kinde einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie diese Zungenartigkeit durchgehen lassen. Es ist dringend zu raten, daß derartige Zungenschwierigkeiten mit aller Energie bekämpft werden, denn was in der Jugend leicht zu erreichen ist, macht späterhin große Mühe.

Es sei dabei nur daran erinnert, daß vom 8. Jahre an die Schule ihre Anforderungen geltend macht. Soll der gesamte Lehrstoff bewältigt und der Lehrplan richtig eingehalten werden, kann die Schule nicht erst damit beginnen, die Kinder richtig sprechen zu lehren. Hier muß vielmehr das Elternhaus entsprechend vorarbeiten.

Es sei nun mit diesen Zeilen nicht gesagt, daß die Eltern vom ersten Sprechversuche an energisch das Kind anweisen sollen, das Vallen zu unterdrücken; mag unser Kleinkind noch ein Weilschen die Worte falsch sprechen, Mütter und Erzieher aber dürfen diese Torheit nicht mitmachen, sondern müssen die Worte richtig wiederholen. Es ist das nur zum Besten des Kindes.

Magda Troll.

Haarische Winte.

Kakaoflecken zu entfernen. Bevor man die Wäsche in Seifenlauge steckt, lege man sie zum Ausziehen der Kakaoflecken in kaltes Wasser und reibe dann den Fleck mit kaltem Wasser und Seife aus. Erst jetzt behandle man das Wäschestück wie jedes andere.

Zucker, Gelatine, Blut und Eiweißflecken werden aus Leinwand, farbigen Baumwoll- und Wollstoffen sowie Seide entfernt, indem man die Stoffe mit Wasser einfach auswäscht.

Fettflecken werden aus Leinwand am besten mit Seifenwasser oder alkalischen Laugen entfernt. Bei Baumwolle verwende lauwarmes Seifenwasser, Quillaya-Lauge, Gallseife. Bei Wolle ist Seifenwasser, Salmiakgeist, Quillaya-Lauge, Gallseife am zweckmäßigsten, während bei Seide Benzol, Äther, Salmiakgeist, Pottasche, Kreide und Eigelb in Betracht kommen.

Grün- und Blaufarbenflecken werden aus Leinwand, farbigen Baumwoll- und Wollgeweben entfernt, indem man sie mit Terpentinöl, Benzol und dann mit Seife behandelt. Seide wird vorsichtig mit Benzol, Äther und Gallseife abgerieben.

Sollen Rost- oder Galläpfeltintenflecken aus Leinwand entfernt werden, so wäsche dieselben in einer warmen Zuckersäure-Lösung. Wenn gut gefärbte Baumwoll- oder Wollgewebe in Frage kommen, wäsche diese wiederholt mit gelöster Zitronensäure aus. Bei Seide ist jedes Mittel erfolglos. Jeder Versuch verschlimmert nur den Fleck.